

k.

Leseprobe aus:

Leena Lehtolainen

Die Leibwächterin



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

1

Das Tier, das wir in Finnland *ilves* nennen, heißt auf Kroatisch *ris*, auf Norwegisch *gaupe*, auf Deutsch *Luchs*. Ich kann Katzen-, Fuchs- und Wolfsluchse voneinander unterscheiden und erkenne Luchsspuren auf Anhieb. Die Luchse waren schuld daran, dass ich arbeitslos wurde.

Anita Nuutinen, auf die ich seit einem Jahr aufpasste, wollte sich in einem Juwelierladen in einem der vornehmsten neuen Einkaufszentren Moskaus Prunkeier ansehen. Am Eingang mussten wir einen Metalldetektor passieren, der natürlich Alarm schlug, als ich hindurchging. Man sagte mir, ich müsse meine 9-mm-Glock beim Pförtner hinterlegen.

«Die brauche ich beruflich», versuchte ich den Männern vom Sicherheitsdienst des Einkaufszentrums zu erklären, die selbst bis an die Zähne bewaffnet waren, doch es half nichts. Wenn ich Anita auf ihrem Einkaufsbummel begleiten wollte, musste ich die Waffe so lange abgeben.

«Wir passen auf, dass keiner reinkommt», erklärte einer der Wächter in holprigem Englisch. Auf dieses Versprechen gab ich überhaupt nichts. Wenn man genug Geld hinblättert, war jeder käuflich. Aber Anita wollte das Risiko eingehen.

«Gehen wir hinein, wenn wir schon einmal hier sind. Schließlich bin ich diejenige, die sich in Gefahr begibt.» Ihr Lächeln war ein Befehl. Ich erwiderte es nicht.

Anita bekam ihr Prunkei. Ich musste schlucken, denn was sie dafür bezahlte, entsprach meinem Gehalt für drei Monate. Natürlich war es kein echtes Fabergé-Ei, das hätte zehn Jah-

resgehälter gekostet. Das Prunkei genügte ihr aber nicht, sie wollte noch in das Pelzgeschäft gleich nebenan.

Im Allgemeinen rate ich meinen Klienten, keine allzu auffällige Kleidung zu tragen, also auch keine teuren Pelze. Anita hatte sich nie um meinen Rat gekümmert. Die toten Nerze oder Silberfuchse, mit denen sie sich behängte, waren nicht mein Geschmack, doch ich hatte sie hingenommen. Es gab aber eine Grenze, und die lag beim Luchspelz.

Auch auf Russisch heißt der Luchs *ris*. Für den knöchellangen Mantel, den Anita ins Auge gefasst hatte, waren meiner Schätzung nach fast zwanzig Luchse abgeschlachtet worden. Mein Puls beschleunigte sich, ich spürte, dass ich kurz vor einem Wutausbruch stand, und bemühte mich, ruhig zu atmen. Ich hatte die unterschiedlichsten Atemtechniken gelernt, doch in diesem Fall half mir keine von ihnen.

Anita zog den Pelz an. Die beiden Verkäuferinnen eilten zu ihr, um ihr zu helfen und zu zeigen, wie sie ihn schließen sollte. Sie standen so nahe bei ihr, dass sie ihr ein Messer ins Herz rammen oder Gift injizieren konnten, ohne mir die geringste Chance zu lassen, sie daran zu hindern. Ich hätte näher herangehen müssen, doch ich tat es nicht.

«Lynx, very beautiful», lächelte Anita die Verkäuferinnen an und wandte sich dann auf Finnisch an mich: «Was meinst du, Hilja? Ist der nicht unglaublich sinnlich? Ich fühle mich darin selbst wie eine Katze.»

Anita hatte keine Ahnung von meiner Vergangenheit mit den Luchsen. Ich hatte ihr nur das Nötigste über mich erzählt, sie interessierte sich ohnehin nicht für meine Angelegenheiten. Dafür war sie zu sehr mit sich selbst und ihrem Erfolg beschäftigt.

«Die Felle sind schön – an Luchsen.» Meine Stimme klang anders als sonst, als ich das sagte, wie ein tiefes Brummen. Anita fuhr zusammen.

«Was sagst du da?» Sie wickelte den Mantel enger um sich und streichelte das weiche Fell. «Na, auf deine Meinung bin ich nicht angewiesen. I'll take that, thank you.»

Sie zog den Pelzmantel aus und suchte nach einer ihrer vier Kreditkarten. Das Prunkei hatte sie mit American Express bezahlt, nun war die Visa-Karte an der Reihe. Eine der Verkäuferinnen schlug den Mantel in Seidenpapier ein. Die Luchse, die dafür ihr Leben gelassen hatten, waren Katzenluchse, wie ich an der Musterung des Rückenfalls erkannte.

«Wenn du den Pelzmantel kaufst, kündige ich auf der Stelle.»

«Was redest du denn da?» Anita drehte sich zu mir um, die Kreditkarte schimmerte zwischen ihren Fingern.

«Du hast mich schon verstanden. Ich arbeite nicht für Menschen, die Dinge tun, die ich nicht gutheißen kann.»

«Ich kaufe doch nur einen Pelzmantel.»

«Einen Luchspelz.»

Nun war es Anita, die einen Wutanfall bekam. Ich hatte zig Mal miterlebt, wie sie ihre Mitarbeiter oder das Personal in irgendeinem Geschäft oder Restaurant herunterputzte. Sie konnte es sich leisten, viel zu zahlen, und erwartete eine entsprechende Gegenleistung für ihr Geld. Eine kleine Lohnabhängige wie ich sollte ja nicht versuchen, ihr auf der Nase herumzutanzten, giftete sie. Ich würde nicht kündigen, sondern sie würde mich feuern. Ich brüllte zurück, das sei mir völlig egal. Ich wusste, dass ich feuerrot war und heftig schwitzte. Nur mühsam konnte ich mich beherrschen, nicht die Kleiderständer umzuwerfen und die Spiegel im Verkaufsraum in Stücke zu treten.

Die Verkäuferinnen sahen uns entsetzt an, und aus dem Hinterzimmer kam der Wächter des Pelzgeschäfts, ein Hüne mit schwarzem Schnurrbart. Er roch penetrant nach Sauerkraut. Natürlich verstand er unser finnischsprachiges Wort-

gefecht ebenso wenig wie die Verkäuferinnen, aber jeder konnte sehen, wer von uns beiden das Geld hatte. Der Wächter kam auf mich zu.

«*Idite*», sagte er auf Russisch. Soweit ich wusste, hieß das «Verschwinden Sie». Immerhin war er so höflich, mich zu siezen.

«Bilde dir ja nicht ein, dass ich dir eine Empfehlung schreibe! Ich werde dafür sorgen, dass du nie mehr einen Auftrag bekommst, jedenfalls nicht in Finnland!», schrie Anita aufgebracht.

«Du bist nicht so einflussreich, wie du denkst», brüllte ich zurück, und als der Wächter mich am Arm packte, war ich drauf und dran, den Kerl gegen den nächsten Spiegel zu stoßen. Am Eingang ließ ich mir meine Waffe aushändigen, ohne auf die verwunderten Fragen der Sicherheitsbeamten einzugehen, wo meine Auftraggeberin sei. Auf meinen Reisen mit Anita hatte ich ein wenig Russisch gelernt; mein Lieblingswort war *durak*, Idiot. Das fauchte ich nun, weil einer der beiden versuchte, mich aufzuhalten. Als ich auf die Straße trat, stieg unser Chauffeur aus, um die Türen zu öffnen, doch ich ging wortlos an ihm vorbei. Vom Einkaufszentrum zum Hotel hatte ich nur einen Kilometer zu laufen, da ich den Stadtplan von Moskau längst im Kopf hatte, fand ich mühelos den Weg. Ich fuhr mit dem Aufzug in den neunten Stock. Anita und ich hatten wie immer nebeneinanderliegende Zimmer mit einer Verbindungstür. Anita konnte die Vorstellung nicht ertragen, mit mir im selben Zimmer zu übernachten, aber ich musste in Hörweite sein. Oft benutzten wir zur Sicherheit sogar ein Babyphon.

An sich hatte ich meine Kündigung glänzend getimt. Es war der erste September, das Gehalt für August war in der Vorwoche auf mein Konto eingegangen. Es würde Anita ganz schön fuchsen, mich bis zum letzten Tag bezahlt zu haben.

Bestenfalls würde sie noch einen Trick finden, mir das Urlaubsgeld vorzuenthalten. Ich ging ins Internet und sah nach, ob ich schon heute zurückfliegen konnte. Doch es gab nur noch in der billigsten Klasse freie Plätze, nicht in der Business Class, in der Anita und ich flogen, und die Umbuchung hätte mich eine ziemliche Stange Geld gekostet. Also rief ich am Bahnhof an. Der Nachtzug war voll besetzt, aber am nächsten Tag war noch ein komplettes Schlafabteil für drei Personen frei. In diesem Abteil reservierte ich einen Platz und rief anschließend im Nachbarhotel an, wo ich tatsächlich ein Zimmer für eine Nacht bekam. Ich packte meine Sachen und verschwand, ohne Anita eine Nachricht zu hinterlassen. Sofort ich an den Luchspelz dachte, stieg finstere Wut in mir auf; ich wollte von meiner nunmehr ehemaligen Auftraggeberin nichts mehr wissen. An der Rezeption knallte ich den Zimmerschlüssel auf die Theke und winkte ab, als der Empfangschef mir etwas nachrief. Es interessierte mich nicht. Auch die Taxifahrer wimmelte ich ab. Ich ging zu Fuß zu dem Hotel, in dem ich noch nie übernachtet hatte. Mein Zimmer war klein und verraucht, aber für eine Nacht würde ich es aushalten. Kurz darauf klingelte mein Handy: Anita. Ich nahm nicht ab. Nach einer Weile ging ich ins Hotelrestaurant und bestellte eine Vorspeisenplatte: Blini, Kaviar, Salzgurken, Honig, saure Sahne und Pilzsalat. Und Wodka. Auf der Getränkekarte war der georgische Rotwein gestrichen, offenbar eine Folge des Kriegszustandes. Dafür gab es litauisches Starkbier. Ich trank das erste Glas in ein paar Zügen leer und bestellte das nächste.

Ich hatte Anita von Anfang an nicht gemocht, mich von dieser Abneigung aber nicht in meiner Arbeit beeinträchtigen lassen. Vor sieben Jahren hatte ich meine Ausbildung an der Sicherheitsakademie Queens in New York mit Bestnote abgeschlossen, und da weibliche Bodyguards in Finnland

dünn gesät sind, hatte ich mir die Aufträge aussuchen können. Anita zahlte doppelt so viel wie meine bisherigen Auftraggeber. Sie reiste mindestens einmal im Monat von Helsinki nach Moskau oder Sankt Petersburg und brauchte dafür eine Aufpasserin. Offenbar bewegten sich ihre Immobiliengeschäfte in der Grauzone, aber solange ich nicht in illegale Aktionen einbezogen wurde, brauchte ich nicht um meine Lizenz zu fürchten. Dass ich nun ohne Empfehlung dastand, war allerdings unangenehm. Mike Virtue, unser Hauptausbilder an der Sicherheitsakademie, hätte über mein Verhalten nur den Kopf geschüttelt. Er hatte immer wieder betont, das Wichtigste für Bodyguards sei ein guter Ruf. Pannen seien nie ganz auszuschließen – zum Beispiel könne ein Einzelner sein Objekt nicht vor den Kugeln einer ganzen Bande von Killern schützen, die es gleich von mehreren Verstecken aus ins Visier nahmen. Doch niemals dürfe man das Vertrauen seines Auftraggebers enttäuschen. Ich hörte Mikes Predigt im Kopf, während ich mein zweites Bier trank.

Natürlich versuchte Anita, mich zu erreichen und meine Kündigung rückgängig zu machen. Ich wusste einfach zu viel über sie. Unter anderem war ich genau darüber informiert, wie die Sicherheitssysteme in ihrem Haus und in ihrer Firma funktionierten. Die Leute, die Anita bedroht hatten, würden sich diese Informationen eine hübsche Summe kosten lassen. Wenn ich die nächsten paar Jahre müßig leben wollte, bräuchte ich mein Insiderwissen nur an die Person zu verkaufen, die noch im Frühsommer mehrmals gedroht hatte, Anita umzubringen.

Ich hatte Anita nach und nach dazu gebracht, mir zu verraten, wen sie in Verdacht hatte. Ein Bodyguard muss die Fähigkeit besitzen, wie Kriminelle zu denken und ihre Aktionen vorherzuahnen. Außerdem hatte ich dafür gesorgt, dass meine Auftraggeberin nie allein war. Ihr Mann war schon

vor Jahren von der Bildfläche verschwunden und in irgendein Kaff in Ostlappland gezogen, und ihre einzige Tochter lebte in Hongkong. Deshalb hatte ich oft in ihrem zweihundert Quadratmeter großen Reihenhaus im Helsinkier Luxusviertel Lehtisaari übernachtet. Als Allererstes hatte ich dort das Alarmsystem ausgewechselt, denn hinter den Drohungen steckte mit größter Wahrscheinlichkeit Anitas ehemaliger Liebhaber, der des Öfteren in ihrem Haus gewesen war. Dieser Mann hieß Valentin Feodorowitsch Paskewitsch, er war einer der Immobilienkönige von Moskau und hatte es Anita sehr übelgenommen, dass sie seine vielversprechenden Geschäfte mit Ferienhäusern in Südkarelien torpediert hatte.

Mein Handy klingelte erneut. Wieder Anita. Sollte sie es ruhig versuchen. War sie verängstigt, fürchtete sie sich vor jedem vorbeifahrenden Auto, zuckte sie zusammen, wenn ihr jemand entgegenkam? Oder hatte sie sich in ihrem Zimmer verbarrikadiert? Unser Chauffeur Sergej Schabalin hatte uns bisher treu gedient, aber vermutlich war auch er käuflich, wenn der Preis stimmte. Anita hatte immer gewusst, dass die beste Garantie für ihre Sicherheit darin bestand, mehr zu zahlen als andere. Sie bildete sich ein, alle Menschen verhielten sich so wie sie, jeder sei nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht. Ich hatte ihr bewusst die starke und wachsame, aber nicht übermäßig intelligente Frau vorgespielt. Alle ihre Unternehmungen und Treffen hatte ich genauestens registriert, angeblich, um so gut wie möglich für ihre Sicherheit garantieren zu können. Doch mit den Informationen, die ich gesammelt hatte, könnte ich ihr das Leben zur Hölle machen, wenn ich es wollte.

Trotz des deftigen Essens waren mir der Wodka und das zweite Bier zu Kopf gestiegen. Ich zahlte und brach zu einem kleinen Spaziergang auf. Es dämmerte bereits, auf den Straßen drängten sich die Menschen. An einem Kiosk kaufte

ich eine Cola und eine Flasche Mineralwasser. Das Foto von Premierminister Putin prangte auf der neuesten Ausgabe der *Prawda*, in der er die Situation in Georgien kommentierte. Paskewitsch zählte zu Putins Anhängern; auch deshalb fürchtete Anita sich vor ihm.

«*Kak djela, dewuschka?*», fragte ein Mann neben mir. Ich warf ihm nur einen kurzen Blick zu, um mich zu vergewissern, dass er keiner der mir bekannten Gorillas von Paskewitsch war.

«Für dich bin ich kein Mädchen», knurrte ich auf Finnisch und ging weiter, während der Mann mir noch einmal «*Dewuschka*» nachrief. Hielt er mich etwa für eine Prostituierte? Mein Äußeres gab dazu bestimmt keinen Anlass. Ich war eins achtzig groß, wog siebzig Kilo und trug die Haare jugendlich kurz geschnitten. Meine Kleidung war meinem Beruf angemessen: Jeans, kurze Lederjacke und Pilotenstiefel mit Metallkappen. Da ich in diesen Schuhen nicht an den Metalldetektoren der Einkaufszentren vorbeigekommen wäre, trug ich sie in Moskau selten. Doch bevor ich mein neues Hotel verließ, hatte ich sie angezogen, denn es war eine beruhigende Vorstellung, mit einem einzigen Tritt einen erwachsenen Mann außer Gefecht setzen zu können.

Ich ging zu dem Hotel, in dem Anita und ich abgestiegen waren. Gleich beim ersten Blick auf die Fassade erkannte ich Anitas Fenster, denn ich hatte die Angewohnheit, mir immer und überall die grundlegenden Fakten einzuprägen, die für den Personenschutz wichtig waren. Unter Umständen verriet ein erleuchtetes Fenster einen Eindringling. In Anitas Zimmer brannte Licht, sie hatte die Vorhänge nicht zugezogen. Die dumme Kuh tat genau das Gegenteil von dem, was ich ihr geraten hatte. Es würde ihr nur recht geschehen, wenn ihr etwas zustieße.

Wieder hörte ich Mike Virtues Stimme: Es ist falsch, deine

Klientin im Stich zu lassen. Aber Mike hätte ja nicht ahnen können, wieso der Kauf eines Luchspelzes mich so in Rage brachte. Er hatte selbst gesagt, jeder müsse selbst entscheiden, wen er beschützen wolle. Auch Gangster engagierten Leibwächter. Ich hatte eine ganze Reihe von Paskewitschs Handlangern und Bodyguards zu Gesicht bekommen, schon vor längerer Zeit, als er noch mit Anita liiert war und die beiden häufig im Restaurant Chez Monique speisten, für dessen Besitzerin ich damals arbeitete. Und ich hatte es ganz allein geschafft, Anita vor diesem Männerrudel zu schützen. Eigentlich durfte ich stolz auf mich sein.

Ich vergewisserte mich, dass der Mann, der mich beim Auschecken angesprochen hatte, nicht mehr an der Rezeption saß, bevor ich das Foyer betrat und zu der Telefonkabine eilte, die sich am Gang zur Bar befand. Ich rief in Anitas Zimmer an, legte aber sofort auf, als sie sich meldete. Sie war wohlauf, würde am Mittwoch mit der Frühmaschine nach Finnland zurückkehren, und bis dahin würde sie allein zurechtkommen. Morgen früh hatte sie noch eine letzte Besprechung mit dem Verwalter ihrer Immobilien in Moskau. Sie kannte den Weg zu seinem Büro, außerdem würde Sergej Schabalin sie chauffieren. Also konnte ich diesen Abend und den nächsten Tag unbesorgt für mich allein verbringen.

Ich merkte, dass der Empfangschef mich anstarrte, ebenso der Wächter, dem man den Zimmerpass vorweisen musste, bevor man den Aufzug betreten durfte. Ich hatte Anita erklärt, dass der Aufzugwächter keinen hundertprozentigen Schutz bot. Immerhin waren im Hotel zum Beispiel auch Zimmermädchen beschäftigt, über deren Hintergrund wir nichts wussten. Nun plagte mich doch wieder der Gedanke, Anita werde von allen Seiten bedroht, nachdem ich sie im Stich gelassen hatte. Da ertönte die Fahrstuhlglöcke. Ich sah die Spitze von Anitas Lacklederstiefel auftauchen und zog mich

blitzschnell in die Telefonnische zurück. Anita trug ihren neuen Luchsmantel, hatte sich aber nicht die Mühe gemacht, die verdeckten Knöpfe zu schließen. Sie stolzierte schnurstracks zum Ausgang, und als ich ihr nachsah, erkannte ich das gewohnte Taxi: Schabalin erwartete sie. Eigentlich hatte sie für diesen Abend keine Verabredung, wir hatten vorgehabt, das Abendessen aufs Zimmer zu bestellen und früh schlafen zu gehen. Was hatte Anita veranlasst, ihre Pläne zu ändern?

Vor dem Hotel standen Wagen von verschiedenen Taxiunternehmen. Eins davon kannte ich von früheren Fahrten. Ich stieg ein und wies den Fahrer an, Schabalin zu folgen. Der Mann murmelte nur «Da» und tat wie geheißen. Wir fuhren am Kreml vorbei zum Grundstück des ehemaligen Hotels Rossija, dann über den Fluss in Richtung Süden. Diese Route führte zu den Immobilien, um die Anita diesen Paskewitsch betrogen hatte. Hatte sie die Besprechung mit ihrem Verwalter vorverlegt?

Anfang der neunziger Jahre, auf dem Tiefpunkt der Rezession, hatte Anita von ihrer Mutter ein mehrere hundert Hektar großes Areal geerbt, das sich seit jeher im Familienbesitz befunden hatte. Es handelte sich um Ufergrundstücke und ganze Inseln in Savitaipale am Saimaa-See. Da zu dieser Zeit in Finnland kaum Sommerhäuser gebaut wurden und die Arbeitslosenrate hoch war, schaffte Anita es überraschend leicht, einen neuen Bebauungsplan durchzusetzen. Der Gemeinderat rechnete sich aus, dass die Bautätigkeit Arbeitsplätze schuf und die künftigen Bewohner der neuen Sommerhäuser die lokale Wirtschaft beleben würden. Allerdings fehlte Anita das Kapital zum Bauen.

Da lernte sie in Lappeenranta Paskewitsch kennen, der dort nach Villen für seine russischen Kunden suchte. Er war ein aufstrebender Oligarch mit Verbindungen zum Öl- und

Gashandel. Es waren die verrückten Jahre, in denen die wirtschaftliche Macht in Russland neu verteilt wurde, wobei Frechheit siegte. Kurz zuvor war Nuutinen, ihr Mann, aus Anitas Leben verschwunden; sie behauptete, sie habe sich aus purer Einsamkeit in Paskewitsch verliebt und sei von ihm so verzaubert gewesen, dass sie nicht nur mit ihm ins Bett ging, sondern auch seine Geschäftspartnerin wurde. Rubel schien er genug zu haben. Paskewitsch und Anita ließen drei Sommerhausdörfer am Ufer des Saimaa-Sees und einige Luxusvillen auf den Inseln bauen. Sie gingen davon aus, dass sie genug reiche russische Kunden finden würden. Um die gleiche Zeit scheffelte Paskewitsch mit Immobiliengeschäften in Moskau Geld. Anita nahm einen riesigen Kredit auf, um auch dort seine Teilhaberin zu werden. Sie spekulierte darauf, dass die Rezession in Finnland bald zu Ende gehen und es sich lohnen würde, in Russland zu investieren. Ein paar Jahre lang lief auch alles plangemäß. Anitas Investitionen in Finnland und in Moskau trugen reiche Früchte, und sie konnte ihren Kredit in einem Tempo zurückzahlen, über das der Bankdirektor staunte. Ihre Beziehung zu Paskewitsch wurde nie offiziell gemacht, hielt aber jahrelang. Allerdings war Paskewitsch nicht daran gewöhnt, treu zu sein. Anita war eine elegante und gepflegte Frau, doch der virile Russe brauchte Abwechslung. Als Anita eines Abends unangemeldet die gemeinsame Loftwohnung in Moskau betrat, entdeckte sie in Paskewitschs Bett zwei kaum volljährige Models; wie sich schnell herausstellte, waren sie nicht zum ersten Mal bei ihm.

Anita handelte besonnen. Statt eine Szene hinzulegen, holte sie eine Flasche Champagner aus dem Kühlschrank und goss allen Anwesenden ein Glas ein. Sie sagte, sie verstehe Valentin, ihr selbst sei Herr Nuutinen nach zehn Ehejahren ja auch langweilig geworden. Paskewitsch beteuerte, er wolle

sich keineswegs von Anita trennen, aber er brauche nun einmal mehr als eine Frau.

Anita fasste darauf einen Plan, den sie über Jahre hinweg verwirklichte. Sie nahm Paskewitschs Seitensprünge scheinbar gleichmütig hin, denn letztlich kehrte er doch immer wieder zu ihr zurück, aber insgeheim bereitete sie einen Betrug vor, und zwei Jahre bevor ich in ihren Dienst trat, setzte sie ihn in die Tat um. Die genauen technischen Einzelheiten der Aktion kannte ich nicht, aber jedenfalls hatte Anita es geschafft, ein Ferienhausdorf und zwei Mietshäuser am Ufer der Moskwa auf sich allein überschreiben zu lassen. Ich hatte den Verdacht, dass sie Paskewitsch unter Drogen gesetzt hatte oder dass ihm aus irgendwelchen anderen Gründen einfach nicht klar gewesen war, was er unterschrieb. Aber seine Unterschriften waren rechtskräftig. Anita hatte das Gesetz auf ihrer Seite, allerdings setzte Paskewitsch nun seine Killer auf sie an, und sie wagte zwei Jahre lang nicht, Finnland zu verlassen. Schließlich sah sie sich jedoch gezwungen, wieder nach Russland zu reisen, da sie ihrer Sachwalterin in Moskau nicht uneingeschränkt trauen konnte. Ihr voriger Leibwächter hatte seinen Beruf wegen eines Unfalls in der Freizeit aufgeben müssen: Er hatte sich die Achillessehne gerissen und würde nie mehr schnell laufen können. Anita hatte jedoch den Verdacht, dass er bestochen oder misshandelt worden war. Er war später nach Florida gezogen, wo er nun in einem Fitnesscenter arbeitete.

Ich sah, dass Schabalin vor einem Haus stoppte, das ich kannte. Mein Taxi hielt ebenfalls, und zwar näher an Schabalins Wagen, als mir lieb war. Der Fahrer fragte, wie es nun weitergehen solle. Ich antwortete auf Englisch, wir würden erst einmal abwarten. Schabalin hielt Wache, bis Anita das Haus betreten hatte. Dann wendete er in einem waghalsigen Manöver, das prompt ein Hupkonzert auslöste.

Im Erdgeschoss des Hauses befand sich ein Lokal. Wenn ich dort einen Fenstertisch bekam, würde ich Schabalin sehen, wenn er zurückkam, um Anita abzuholen. Ich bezahlte das Taxi und stellte fest, dass mir nur noch fünfzig Rubel Bargeld blieben. Zum Glück genug für einen Drink in der Bar, die Swoboda hieß, nichtssagend, zu hell und fast leer war. Einen Fenstertisch zu ergattern war kein Problem. Obwohl es in dem Lokal keinerlei Textilien gab, nur Holztische und Barhocker aus Plastik, schien sich überall Zigarettenrauch eingefressen zu haben. Ich bestellte ein Bier und vergewisserte mich, dass die Flasche wirklich fest verschlossen war, bevor der Kellner sie öffnete. Er funkelte mich böse an, sagte aber nichts. Ich setzte mich an den Fenstertisch und wartete. Es war bereits halb neun.

Nach etwa einer Viertelstunde betrat eine Männerrunde die Bar, offenbar Stammgäste, denn der Kellner begrüßte sie wie alte Bekannte. Keiner der Männer kam mir bekannt vor. Da sich die Theke in der Fensterscheibe spiegelte, sah ich, dass eine volle Wodkaflasche daraufgestellt wurde. Sobald die Gläser gefüllt waren, brachten die Männer einen Toast aus. Dann erschienen ein Teller Salzgurken und Schüsseln mit Honig und saurer Sahne auf der Theke. Die Männer lärmten, der Kellner ließ sich zu einem Glas Wodka einladen. Anfangs beachtete mich niemand.

Draußen ging nur selten jemand vorbei. In dieser Straße mit Wohnhäusern für die gehobene Mittelschicht gab es außer einem kleinen Lebensmittelladen und der Bar Swoboda keine Geschäfte. Die Wohnungen, die Anita besaß, waren keine Luxusapartments, aber für einen normalen Moskauer Lohnempfänger dennoch unbezahlbar. Nach finnischer Art hatte jede Wohnung eine eingebaute Sauna, was den Preis in die Höhe trieb. Womöglich zählten auch die Männer, die in meinem Rücken lärmten, zu Anitas Mietern. Im verzerrten

Spiegelbild auf der Fensterscheibe sah ich, dass einer von ihnen mich anstarrte. Ich trank einen Schluck Bier, stellte das Glas ab, zog es aber gleich darauf näher heran, denn ich sah, dass der Mann an meinen Tisch kam. Er bot mir eine Zigarette an, die ich wortlos ablehnte. Dann redete er in irgendeinem russischen Dialekt auf mich ein. Ich brauchte nicht einmal so zu tun, als verstünde ich kein Russisch, denn ich kapierte tatsächlich nicht, was er sagte. Ein zweiter Mann kam dazu. Ich war zwischen den beiden eingekeilt, unternahm aber nichts dagegen, weil ich unbedingt auf meinem Posten bleiben wollte. Vielleicht konnte ich mich irgendwie mit Anita versöhnen, sodass ich wenigstens eine neutrale Empfehlung von ihr bekam. Nun trat ein dritter Mann ans Fenster, offenbar in der Absicht, die beiden anderen von mir wegzulotsen.

Im selben Moment kam Anita aus dem Haus. Sie starrte entgeistert auf die leere Straße. Offenbar hatte sie angenommen, dass der Wagen auf sie wartete. Als sie wieder hineinging, vermutlich um Schabalin anzurufen, trank ich schnell mein Bier aus. Ich hasste es, zu Kreuze zu kriechen, zumal ich wusste, dass ich von Anita einiges zu hören bekäme, ging aber widerstrebend hinaus. Bald musste Anita kommen, dann würden wir die Sache klären. Die Haustür war aus solidem Holz, sie hatte nicht einmal einen Türspion. Auf der Straße war kein Auto zu sehen, nur ein einsamer Hund streunte zwischen den Häusern herum.

Das Nächste, woran ich mich erinnerte, war der Moment, in dem ich in einem unbekanntem Zimmer aufwachte, weil mich eine fremde Frau mit einer fürchterlichen Stimme anschrie. Mir tat der Kopf weh, es roch nach Erbrochenem. Die Uhr an meinem Handgelenk zeigte fast drei Uhr. Es war heller Nachmittag, ich hatte mehr als zwölf Stunden aus meinem Leben verloren.